

früher „Der Ostmärker"

Land- und hauswirtschaftlicher Ratgeber.

Beilage zur „Deutschen Rundschau".

Die „Scholle" erscheint jeden zweiten Sonntag. Schluß der Inseraten-Annahme Mittwoch früh. — Geschäftsstelle: Bromberg.

Anzeigenpreis: 30 mm breite Kolonelzeile 30 Groschen, 90 mm br. Reklamezeile 150 Groschen, Deutschld. 25 bz. 150 Goldpfg., Danzig 25 bzw. 150 Danz. Pfg.

Nachdruck aller Artikel, auch auszugsweise, verboten.

Nr. 21. Bromberg, den 16. Oktober 1927.

Vom Leben in der Erde.

Von Dr. Wilfing, Dahlen i. Sa.,
ehemals Direktor der Wiesenbauschule Bromberg.*)

II.

Ist es der Rede wert, so viel über einen Regenwurm zu sagen? Nun, einer machts nicht, aber die Masse. Gehe man einmal am frühen Morgen nach einem starken Nachttau in den Garten; man wird sich wundern, wie viele feuchte Krümelhäufchen man auf dem Boden findet! Jedes Häufchen ist ein Beweis von dem Besuche eines Regenwurmes aus der Erde; es sind seine Exkremente, die er aus seiner Röhre herausgeschoben hat. Rechnet man nur zehn Stück auf den Quadratmeter — oft sind es noch mehr — dann ergibt sich auf den Hektar die stattliche Zahl von 100 000. Und die Exkremente sind nicht wertlos! Da der Wurm nur von faulenden Pflanzenresten lebt, so enthalten diese Auswürfe einen verhältnismäßig großen Prozentsatz Stickstoff in leicht löslicher Form, der, durch den Regen in die Erdröhrchen wieder eingespült, den Pflanzenwurzeln zugute kommt.

Überlegt man sich einmal, wie viele hunderte von Tierchen aller Art, kleiner und kleinster Art in einem Kubikmeter Erdboden auf diese Weise tätig sind und so der darauf wachsenden Pflanzenwelt Nutzen bringen, dann wird man staunen über die wunderbare Einrichtung der Natur, die auch dem winzigsten Wesen eine Aufgabe zum Nutzen anderer Wesen und damit zum Nutzen der Gesamtheit zugewiesen hat.

Aber sie schaden doch auch, wenigstens teilweise. — Jawohl, sie zerstören auch, aber damit erfüllen sie eben wieder ein Naturgebot: Werden und Vergehen! „Vom Staube bist du genommen, zum Staube wirst du zurückkehren" Gerade durch das „Vergehen", gerade durch das „Absterben" alles Organischen und Unorganischen wird es der Natur erst möglich, wieder Neues aufzubauen. Nur mit Hilfe von organischen (pflanzlichen und tierischen) Resten, die der Landwirt „Humus" nennt, können sich neue Pflanzen entwickeln. Es müssen also immer wieder Lebewesen zugrunde gehen, damit die folgende Generation neuer Lebewesen leben kann.

Und gerade dieser „Zersetzungsprozeß" im Erdboden ist es, den die Pflanzenwelt so notwendig hat, den der Bauer für seinen Acker mit allen Mitteln herbeizuführen wünscht. Wenn dieser Zersetzungsprozeß in vollstem Gange ist, wenn tierische und pflanzliche Lebewesen so recht gründlich im Boden an der Arbeit sind, wenn es im Erdboden wühlt und krabbelt — man möchte sagen wogt und wallt, gährt und brodelt. — dann ist der Boden erst in dem Zustande, den der Landwirt „die Gare" nennt. Dann erst ist das Wachstum der angebauten Pflanzen gewährleistet.

Der heutigen Generation der jungen Landwirte wird es vielleicht wunderlich erscheinen, wenn ihre Väter oder Großväter ihnen sagen, daß sie in ihrer Jugendzeit von „Gare" nichts gewußt haben, daß man zwar gewußt habe, daß ein Boden gar oder nicht gar sein könne, daß man aber nicht gewußt habe, wie man ihn habe gar machen sollen.

Man wußte wohl aus der Erfahrung, die man alle Jahre machen konnte, daß ein Boden nicht immerfort Früchte tragen konnte. Man ließ ihn deshalb von Zeit zu Zeit „ruhen", brach ihn auch ein paarmal um, damit der Boden locker werde, und nannte die Ruhezeit deshalb „Brache". Als man dann den „künstlichen" Dünger, anfangs Guano, später auch Knochenmehl und dann das Thomasmehl kennenlernte, schob man die Brache, die anfangs alle drei Jahre vorgenommen wurde, auf 4, 6, ja 8 Jahre hinaus.

Aber, man sah doch bald ein, daß der künstliche Dünger nicht imstande war, den Boden gar zu machen. Die Ruhe der Brachezeit hat eben in aller Stille der Boden-Lebewelt Zeit zur Arbeit gelassen und so die Gare gefördert. Man beachtete es nicht — war ja zu geringfügig — daß Tiere und pflanzliche Wesen (Bakterien) hier ihre Tätigkeit in Ruhe durchführten.

Hätte man sich den Komposthaufen zum Muster genommen! Man wußte seit Jahrhunderten, daß der Kompost ein vorzüglicher „Dünger" sei. Wie ist das möglich? Ein Haufen Erde mit Pflanzenabfall gemischt, dem man keinen künstlichen Dünger zusetzt, dem man nicht einmal Mist gibt, sondern ganz ruhig liegen läßt, der ist auf einmal der beste Dünger? Ja, zwar nicht „auf einmal", sondern erst nach gehöriger Zeit! Und zwar deshalb, weil man ihn ruhig liegen läßt. Denn in dieser Ruhezeit haben alle möglichen Tiere Gelegenheit, darin zu arbeiten, sich fortzupflanzen, sich gegenseitig zu bekämpfen und zu verzehren, und auch die Bakterienwelt fühlt sich wohl und arbeitet und zerstört und baut auf — und so wird aus dem „Dreckhaufen" der wertvolle gare Kompost.

Welchem Landwirt würde es wohl einfallen, aus einem Komposthaufen die Regenwürmer herauszusuchen, oder den Maulwurf daraus zu vertreiben? oder sonst irgend etwas zu tun, um irgendwelche „Schädlinge" zu vertilgen? Niemand; man sticht den Haufen im frühen Frühjahr und im Anfange Winter um, um ihn zu lockern und weiß, daß man nach zwei Jahren den besten Kompost hat, den man mit größtem Nutzen auf den Wiesen und in Gärten als „Dünger" verwenden kann.

Es sind die Bakterien, das weiß heute jeder Landwirt, die im Boden notwendig sind, um den höheren Pflanzen das Leben zu ermöglichen. Sie müssen, gerade so

*) Infolge der vielen Anfragen Auskunft nur gegen Rückporto.

wie so manche Tierarten auch, Humusstoffe, also vermoderte Pflanzenreste, als Nahrung haben; sie gebrauchen aber auch, wie jedes andere Lebewesen, Luft. Und die verschafft ihnen das unzählige Heer von Tieren und Tierchen, die ihr Dasein im Boden fristen. Und wer weiß, in wie vielfacher Beziehung noch diese Tiere mit den Bakterien verbunden sind. Ihr Leben spielt sich in gleicher Weise im Dunkeln des Erdbodens ab; warum sollten nicht zwischen ihnen Abhängigkeitsverhältnisse bestehen, wie sie auch auf der Oberwelt zwischen Mensch, Tier und Pflanze herrschen?

Alles, was im Boden lebt, scheut das Licht. Jedes Bodentier, wenn es einmal auf die Oberfläche kommt, sucht sich bald wieder zu verkriechen, — und die Bakterien sterben sogar im Lichte sofort ab. Daraus hat der vernünftige Landwirt ja schon längst erkannt, daß das viele Pflügen und Umschichten des Bodens der Gare nur schädlich ist; und deshalb sucht man ja heute noch nach Instrumenten, mit welchen man den Boden auflockern kann, aber ohne den Untergrund nach oben zu bringen; weil man eben die Bakterien schonen will. Anstatt den Boden viel umzurühren, soll man ihn ständig mit einer Pflanzendecke versehen; denn im Schatten allein wird der Boden gar.

Soweit ist die wissenschaftliche Erkenntnis schon ein allgemeines Gut der Landwirte geworden.

Möge man aber auch bedenken, daß zur Herstellung der Gare nicht nur die Bakterien, sondern auch alle anderen unterirdischen Lebewesen mittätig sind, daß Ruhe und Schutz vor Licht Hauptmittel zu ihrer Förderung sind. Treten Bodentiere wirklich einmal im Übermaß und so schädigend auf, dann haben wir ja wohl Mittel, einzugreifen; fehlen uns diese, dann machen wir doch stets die Beobachtung, daß das Übermaß ebenso schnell wieder verschwindet, wie es gekommen. Den verursachten Schaden haben wir dann allerdings. Er darf uns aber nicht veranlassen, nun in normalen Jahren an der Art Rache üben zu wollen.

Drum bescheiden wir uns in dem Gedanken: Alles in der Natur hat seinen Zweck; lassen wir die Natur ruhig arbeiten; fördern wir diese Arbeit, wenn wir wissen, daß wir sie wirklich fördern können; im übrigen aber hüten wir uns, sie zu stören.

Landwirtschaftliches.

Das System „Immergrün". Unter dieser Bezeichnung versteht man den jahrelang wiederholten Anbau von Roggen, ein Verfahren, das auch unter dem Namen „Ewiger Roggenbau" bekannt ist und von dem man schon in früheren Jahren in manchen Gegenden Anwendung machte; nur hin und wieder wird mal eine andere Frucht wie Kartoffeln oder Buchweizen eingeschoben. In der Neuzeit hat diese Anbaumethode auch in anderen Provinzen Eingang gefunden. Man sollte meinen, daß bei dieser Aufeinanderfolge von Roggen auf Roggen leicht ein Erschöpfungszustand, eine gewisse Bodenmüdigkeit eintreten müßte; aber dem Roggen kommt hierbei zustatten, daß seine weit und tief in den Boden eindringende Bewurzelung den Acker mit Humus bereichert zurückläßt. Sofort nach dem Abmähen folgt der Schälpflug der Sense, während noch die stroheingedeckten Puppen auf dem Felde stehen. Das Feld geht gewissermaßen aus der Schattengare, in welcher es bis zur Ernte gelegen hat, sofort in die Beackerungsgare einer „Teilbrache" über, ohne dem ausdörrenden Einflusse des Windes in der Stoppel preisgegeben zu sein. Eine planvolle Zwischenbearbeitung muß jedenfalls bei der Folge Getreide auf Getreide vorgesehen werden, oder man vermeide besser diese Aufeinanderfolge. Hiernach läßt es sich verstehen, daß das System „Immergrün" befriedigende Ernten in den meisten Jahren ergibt, vor allem dann, wenn durch reichliche Kali-, Phosphat- und Ammoniakdüngung für die nötige Zufuhr von Nährstoffen Sorge getragen wird. Im übrigen hebt dieses Anbauverfahren die bewährten Grundsätze über Fruchtfolgen und Wechselwirtschaft nicht auf. Hs.

Der Rauhweizen nimmt unter den verschiedenen Weizensorten eine eigenartige Stellung ein; er wird spät, meist nicht vor Ende November ausgesät bzw. gedrillt. Aufzugehen braucht er vor Weihnachten nicht mehr; es genügt, wenn er erst im Februar keimt, und er bringt unter diesen Umständen manchmal sogar die höchsten Erträge von weit über 40 Doppelzentner je Hektar. Für gewisse Gegenden, besonders solche mit Zuckerrübenbau und mildem Winterwetter, eignet sich der Rauhweizen ganz besonders und wird hier nach der den Acker spät räumenden Zuckerrübe gesät. Er beansprucht zur Erzielung hoher Erträge sehr guten Boden und reichliche Düngung. An Kunstdüngermengen dürften 600 Kilogr. Kainit, 400 Kilogr. Thomasmehl und 200 Kilogr. schwefelsaures Ammoniak pro Hektar als mittlere Gabe gelten. Sehr von Vorteil ist seine große Bestockungsfähigkeit, sowie seine Widerstandsfähigkeit gegen Lagerung, welche es ermöglicht, daß der Weizen fast immer mit der Maschine gemäht werden kann. Leider besitzt der Rauhweizen auch einen Nachteil: Das ist die geringere Qualität des Kornes, welche das Mehl wegen seines geringeren Klebergehalts weniger backfähig macht. Aus diesem Grunde muß Rauhweizenmehl zum Zwecke des Backens mit anderen backfähigeren Weizenmehlen vermischt werden. Noch möchte ich darauf aufmerksam machen, daß es völlig verfehlt wäre, wollte man mit anderen Weizensorten solch verspätete Aussaaten, wie oben angegeben, vornehmen; man würde nur einen schweren Reinfall erleben. Hs.

Viehzucht.

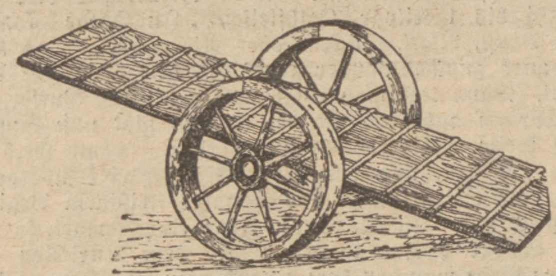
Alte Reitpferde als Zugtiere. Es hält schwer, alte Reitpferde als Zugtiere zu gewöhnen. Das Fahrgeschirr kitzelt die Tiere und das Brustblattzeug ist ihnen etwas Fremdes. Um sie daran zu gewöhnen, lege man ihnen das Zuggeschirr erst längere Zeit hindurch im Stalle auf. Hernach führe man das Tier im Hofe umher, wobei man die kurzgemachten Stränge wiederholt am Bauche aufschlagen läßt. In der Folge spannt man es mit einem ruhigen Zugpferde zusammen vor einen leichten Wagen, führt es erst im Hofraum umher, um es dann schließlich an das Lenken mit der Fahrleine zu gewöhnen. Auf diese Art erreicht man es sehr bald, daß das Pferd ruhig im Geschirr geht.

Trockenschnitzel für Ziegen. Die bei der Zuckerfabrikation nach dem Auspressen verbleibenden Rückstände der Rüben sind die Schnitzel. Sie enthalten noch 4—6 Prozent Zucker und werden von den Landwirten zu einem großen Teil mit Rübenkraut und Rübenköpfen vermischt eingesäuert. Vom Rindvieh wird diese nicht gerade sehr angenehm riechende Masse sehr gern gefressen. Ein Teil der Schnitzel wird aber auch getrocknet und kommt als Trockenschnitzel in den Handel. Diese Schnitzel sehen weiß bis weißgrau aus, haben einen angenehmen Geruch und sind unbegrenzt haltbar. Beim Anfeuchten nehmen Trockenschnitzel verhältnismäßig viel Wasser wieder auf. Diese Trockenschnitzel sind ein ganz vorzügliches Futter für Ziegen. Sie sind leicht verdaulich und fördern die Milchabsonderung. Man reicht sie den Tieren sowohl angefeuchtet als auch trocken, mit Schrot oder Kleie vermischt. Da die Aufbewahrung keine Schwierigkeiten bereitet, empfiehlt es sich für den Ziegenbesitzer, sich möglichst frühzeitig und gleich für den ganzen Winter damit einzudecken. Schr. i. Wr.

Ein schädlicher Schmarotzer des Kaninchens. Es wird noch viel zu wenig beachtet, daß die Finne des Hundebandwurms, als deren Wirtstier das Kaninchen in Betracht kommt, sehr schwere gesundheitliche Störungen bei unseren Hauskaninchen hervorrufen kann. Die Eier des Hundebandwurms gelangen mit der Nahrung in den Magen des Kaninchens und entwickeln sich dort zu den später froschlaichartig aussehenden Finnen. Diese Finnen durchwandern den Körper ihres Wirtstieres und setzen sich an den verschiedensten Teilen fest. Älteren ausgewachsenen Kaninchen sind sie weniger schädlich als Jungtieren. Sie hemmen die körperliche Entwickelung, und trotz der größten Nahrungsaufnahme kommen die Jungtiere nicht recht vorwärts. Solche Jungtiere sollte man später nicht zur Zucht benutzen, da sie als Mütter meistens versagen, weil sie ihre Jungen nur schlecht nähren. Ein Mittel zur Vertreibung der Finnen ist bisher noch nicht gefunden. Der Züchter kann hier nur insofern vorbeugend wirken, als er es vermeidet, Futter von solchen Plätzen zu geben, die häufig von Hunden durch Kot verunreinigt werden. Außerdem sollte man es grundsätzlich vermeiden, die Eingeweide der geschlachteten Kaninchen den Hunden zum Fressen zu geben. Die Finnen ent-

wickeln sich nämlich im Körper des Hundes zu Bandwürmern, so daß das Übel immer weiter verbreitet wird. Da auch der Bandwurm für den Hund nicht zum Vorteil ist, tun die Hundebesitzer gut, ihren Hund durch Verabreichung entsprechender Mittel (so z. B. Arekanuß) von diesem Schmarotzer zu befreien. Z.

Fahrbare Verladerampe. Auf kleinen Bahnhöfen, die entweder gar keine oder doch vielfach sehr unzureichende Seitenrampen haben, ist das Verladen von Vieh oft recht schwierig und mit großem Zeitverlust verbunden. Besonders auf kleinen Haltestellen macht sich dieser Übelstand unangenehm bemerkbar, doch ist man meist auf diese angewiesen, da der nächstgelegene größere Bahnhof oft nur unter Schwierigkeiten erreichbar ist. Ganz gut kann man sich aber helfen, wenn man sich eine eigene fahrbare Seitenrampe herstellt. Eine alte Wagenachse und dazu passende Räder sind sicherlich irgendwo vorhanden. Auf diese bringt man einen



Bohlenbelag — Holzstärke von ca. 5 Zentimeter genügt — und nagelt quer über in nicht allzuweiten Abständen kleine Hölzer, um ein Ausgleiten der Tiere zu verhindern. Die Länge der Rampe hängt von der Höhe der als Unterstützung dienenden Wagenachse und den jeweiligen Bodenverhältnissen ab, im allgemeinen ist es aber richtig, sie nicht über 5 Meter lang zu machen. Bei der Benutzung bringt man zwei längere Stangen in entsprechender Höhe am Eisenbahnwagen an, diese liegen mit dem anderen Ende auf dem Boden und dienen als Seitengeländer. — Außer bei der Verladung von Vieh kann eine solche Rampe auch noch anderweitig verwendet werden, z. B. bei längerem Transport von Grasmähmaschinen, um das Antriebrad zu schonen (hierzu würden aber am besten die Querleisten weggelassen werden), ferner auf dem Hofe beim Beladen der Wagen mit Getreide, Kartoffeln (in Säcken) sowie beim Ausladen von Düngersäcken. Es läßt sich also mit verhältnismäßig geringer Mühe und Kosten aus sonst überflüssig herumliegenden Dingen ein recht brauchbares Gerät schaffen.

E. S., Landw. Rat.

Geflügelzucht.

Das Rheinländer-Huhn. Die einheimischen Hühnerschläge konnten es früher bei uns zu keiner allgemeinen Verbreitung bringen. Die meisten waren kleine Tiere, die auch kleine Eier legten; bei anderen war die Aufzucht schwierig. In der Neuzeit sind allerdings manche der deutschen Schläge in ihren Wirtschaftseigenschaften sehr verbessert worden, aber eigentlich den Bann gebrochen haben erst die Rheinländer, die im letzten Jahrzehnt zum beliebtesten Huhn deutscher Herkunft geworden sind. Die Rheinländer sind aus dem alten Eifeler Landhuhn unter Einkreuzung Bergischer Kräher und französischer Le Mans-Hühner hervorgegangen. Sie wurden von Anfang an auf fleißiges Legen gezüchtet. Das Huhn erregte Aufsehen, als es mehrfach im Wettlegen siegte, und zwar auch in solchen, die auf engem Gelände veranstaltet wurden. Dabei sind die Eier von sehr achtbarer Größe, bei den älteren Hennen bis 65 Gramm schwer. Die Brütlust ist sehr gering, so daß eine Brutrasse nebenher zu halten ist. Die Küken sind wenig empfindlich und schnellwüchsig. Die Legereife wird bei Frühbrut durchgängig mit sechs Monaten erzielt. Auch der Fleischwert ist im Verhältnis zur Mittelgröße des Huhnes sehr beachtlich. Das Winterlegen ist ebenfalls bei günstigen Bedingungen sehr zufriedenstellend. Im Äußeren der Rheinländer wurde die Leistungsform vorangestellt und alles vermieden, was Verweichlichung oder übertrieben sportliche Zucht veranlassen kann. Mittelgröße mit etwa 5 Pfund Hahnen- und 4 Pfund Hennengewicht wird angestrebt. Ein wohlgebauter, derber Körper von mittlerer Länge mit gut entwickelter Brust und tiefem Legesteiße der Hennen ist die Hauptsache. Ein reiches, aber derbes und festes Gefieder schmückt das Huhn; der Schwanz wird bei beiden Geschlechtern gespreizt getragen, ein Kennzeichen der eifrigen Leger. Ein schmaler, niedriger, fest aufsitzender



Schwarzer Rheinländer-Hahn.

Rosenkamm, knappe Kehllappen und kleine weiße Ohrscheiben vermindern wesentlich die Frostgefahr. In gewaltig überwiegender Zahlt steht man schwarze Rheinländer, die anfänglich trotz ihres dunklen Pigmentes nicht gerade gut in Farbe waren. Sie haben sich in dieser Beziehung jedoch allmählich recht verbessert. Bereits vom Erzüchter der Rasse waren weiße Rheinländer herausgebracht worden, die zunächst gute Ausbreitung versprachen, dann aber ins Hintertreffen rückten. Hingegen hat man, insbesondere im Erzgebirge, sich mit gutem Erfolge an die Erzüchtung von rebhuhnfarbenen Rheinländern begeben, die allerdings etwas Blut von rosenkämmigen Italienern aufweisen. Auch blaue Rheinländer sind von einzelnen Züchtern zur Schau gestellt worden, haben aber noch keine Bedeutung. A. W.

Der weiße Kamm bei Hühnern. So lange die befiederten Teile von dieser Krankheit noch nicht ergriffen sind, kann hiergegen mit Erfolg angegangen werden. Man bestreicht die kranke Stelle mit einprozentiger Sublimatsalbe, dann wird der Erfolg nur selten ausbleiben. Wenn die befiederten Teile schon erkrankt sind, ist allerdings schwer eine Heilung zu erzielen. Als einziges Mittel kann angeraten werden, den erkrankten Federschaft auszurupfen und die betreffenden Hautstellen mit einer Mischung von 5 Gramm Epiarin, 10 Gramm Rizinusöl und 85 Gramm Spiritus einzureiben. Da der weiße Kamm überaus leicht auf gesunde Tiere übertragen wird, ist es notwendig, die kranken Tiere zu isolieren und die Stallungen gut zu desinfizieren.

Wintereier. Jeder Wirtschaftsgeflügelzüchter ist darauf bedacht, möglichst zahlreiche Eier in den Wintermonaten zu erhalten. In dieser durchweg eierknappen Zeit stehen die Eier hoch im Preise, und nicht zum wenigsten hängt die Rentabilität der ganzen Zucht von dem Erlös aus Wintereiern ab. Im großen und ganzen ist es auch garnicht so schwer, Winterleger zu ziehen. Oft hört man, es käme dabei auf die Rasse an. Gewiß gibt es Rassen, die naturgemäß einen Teil ihrer Eier in den Wintermonaten ablegen. Hierher gehören die mittelschweren Rassen. Aber das Allheilmittel sind sie jedoch nicht. Andere schwören auf warme Stallungen, wieder andere auf Verabreichung von warmem Weichfutter am Morgen. Alle diese Ratschläge mögen ja an und für sich recht gut sein, Winterleger allein schaffen sie aber doch nicht. Wichtiger als alles andere ist unseres Erachtens das Alter der Tiere, worauf es vornehmlich ankommt. Es sind nur die jungen Tiere, die sich bezahlt machen. Schon im dritten Jahre geht der Ertrag merklich zurück. Eine weitere wichtige Forderung ist, den Tieren Bewegung zu verschaffen. Dadurch erhalten sie sich gesund und frieren selbst in den kältesten Tagen nicht. Man darf aber nicht glauben, daß ein warmer Stall oder der Aufenthalt im Viehstall damit gleichbedeutend ist, im Gegenteil, warme

Stallungen verweichlichen die Tiere und machen sie für alle Erkältungskrankheiten empfänglicher. Der Aufenthaltsraum soll nicht künstlich erwärmt werden, aber dicht, hell und geräumig sein. Der Nachtraum sei nicht größer, als daß die Tiere dort bequem Platz finden und durch ihre Eigenwärme die Temperatur über 0 Grad halten. Dort aufgestelltes Wasser darf nicht gefrieren. Unentbehrlich ist die eigentliche Arbeitsstätte für die Tiere, wo sie sich durch Scharren und Kratzen von morgens bis abends die nötige Wärme erarbeiten. Das Hartfutter wird in die Streu geschüttet, so daß jedes Korn herausgesucht werden muß. Hier haben die Tiere den ganzen Tag zu tun; ein müßiges Umherhocken gibt es nicht. Nur so werden alle Organe in reger Tätigkeit erhalten. An Grünfutter bezw. Ersatz desselben darf es nie fehlen. Bei der Fütterung von warmem Weichfutter sei folgendes bedacht: Dasselbe darf nie gleich des Morgens als erstes Futter gereicht werden. Dann würden die Tiere sich daran sättigen und später frierend umherstehen. Wir geben morgens erst eine Handvoll Körner in die Einstreu, so daß nach der Nachtruhe gleich die Arbeit beginnt. Gegen Mittag kommt dann das Weichfutter, aber nur knapp bemessen. Die Gefäße werden nach Entleerung sofort wieder entfernt. In die Streu kommt wieder eine Handvoll Körner, so daß auch für den Nachmittag für genügend Arbeit und Bewegung gesorgt ist. Kurz vor dem Auffliegen erhalten sie dann eine sättigende Portion Körner. Das Trinkwasser wird überschlagen gereicht. Scharfer Kies, Kalk und Muschelschalen stehen unsern Hühnern stets zur beliebigen Aufnahme zur Verfügung, ebenfalls zerstoßene Holzkohle. Alle diese Stoffe sind zur Regelung der Verdauung von größter Wichtigkeit und dürfen nie fehlen. Bei Beachtung einer solchen naturgemäßen Haltung und Pflege wird man über Mangel an Wintereiern nicht zu klagen haben. Sch.

Obst- und Gartenbau.

Karbolineum im Obstbau. Es ist noch gar nicht so viele Jahre her, da hielt man Karbolineum noch für ein starkes Pflanzengift und warnte sogar, mit demselben Mistbeetkästen, Spaliere u. dergl. zu bestreichen. Recht hatte man damit. Schon die scharfen Ausdünstungen dieses vorzüglichen Konservierungsmittels schädigten die in der Nähe stehenden Pflanzen. Erst nachdem man das Karbolineum wasserlöslich herzustellen vermochte, erhielt es für den Obstbau größte Bedeutung. Vorher hatte man wohl schon vorsichtige Versuche mit Karbolineum bei Krebs, Frostschäden, Reinigung der Rinde von Moos, Flechten und Algen gemacht, die in manchen Fällen wohl glückten, aber immerhin doch ein gewisses Risiko in sich schlossen. Das wasserlösliche Karbolineum nun kann man von Fall zu Fall so schwachgrädig herstellen, daß jedes Risiko ausgeschlossen ist. Von allergrößter Bedeutung aber ist es, daß man es nun als Spritzmittel verwenden kann. Die beste Zeit zur Anwendung von Obstbaumkarbolineum ist der Winter und das zeitige Frühjahr. Soll es zur Rindenpflege und zum Bestreichen von Wunden gebraucht werden, kann die Lösung in 20prozentiger Stärke hergestellt werden. Damit wird alles Schmarotzertum: Moos, Algen, Flechten, Blatt- und Blutläuse, getötet. Ein Spritzen der Kronen nimmt man am besten Anfang Februar vor, an einem frostfreien, stillen Tage. Eine nochmalige Spritzung erfolgt dann kurz vor dem Erschließen der Knospen. Da Steinfrüchte etwas empfindlicher sind als Kernfrüchte, wählt man die Lösung für erstere 5prozentig, für letztere 10prozentig. Sehr empfohlen wird andererseits auch eine Lösung aus 20prozentigem Karbolineum und Kalkmilch, je zur Hälfte, so daß die Mischungslösung auf 10 Prozent kommt . Zur Sommerbespritzung eignet sich Karbolineum weniger, weil die Belaubung darunter sehr leiden würde, andernfalls müßte man die Lösung so schwach wählen, daß sie dem Schmarotzertum keinen merklichen Schaden mehr zufügen würde. Wirklich gutes Obstbaumkarbolineum darf, in Wasser gelöst, keinen Bodensatz geben. Es muß sich völlig in Wasser lösen, eine milchige Farbe zeigen und auch bei längerem Stehen keinen Bodensatz bilden. th.

Für Haus und Herd.

Gebackenes Kalbshirn. Um das Kalbshirn von sämtlichen Blutfasern zu befreien, muß es lange Zeit gewässert werden. Dann werden alle Häutchen und Äderchen vorsichtig entfernt und das Hirn mit kochendem Wasser abgewellt. Dann taucht man es in kaltes Wasser und wendet es nach dem Abtropfen in Ei und geriebener Semmel und läßt es in brauner Butter zu schöner Farbe backen.

Gespickte Leber. Man häutet die Leber und durchzieht sie mit feinen Speckstreifen. Nun wird sie in erhitzter Butter einige Minuten geschmort. Mit einer Tasse Wasser oder Brühe, etwas Weinessig, Weißwein, Salz, Wurzelwerk, Pfefferkörnern, Zitronenschale und einem Lorbeerblatt wird sie eine Stunde lang geschmort. Die Soße wird dann mit etwas Mehl verkocht.

Gedämpftes Kalbfleisch. Man rechnet für vier Personen ¾ bis 1 Kilogr. Kalbfleisch. In Frage kommen Keule, Brust, Blatt, Rücken- oder Nierenstück. Das Kalbfleisch wird zunächst sauber zugestutzt, gewaschen und abgetrocknet. Dann legt man es in gelb zerlassene Butter, läßt es gelbbraun anbraten, wendet es und läßt nun auch die andere Seite hübsch gelbbraun werden. Dann wird der Braten gesalzen, und ein paar Löffel Wasser übergossen, bedeckt, und auf gelindem Feuer unter fleißigem Begießen weich gedämpft. Ist der Grund kurz eingeschmort, so wird wenig Wasser hinzugegeben. Nach dem Anrichten des Fleisches gieße man den kurz eingekochten Fleischgrund durch ein Sieb und reiche ihn als Soße.

Rosenpudding. Erforderlich sind ein Liter Milch, eine halbe Flasche Weißwein, Saft und Schale einer Zitrone, 30 Gramm rote Gelatine und 400 Gramm Zucker. Milch, Zucker und Zitronenschale werden zusammen aufgekocht und dann zum Erkalten gebracht. Nun gibt man den Saft einer Zitrone, den Wein und zuguterletzt die aufgelöste Gelatine zu, füllt dies dann in die mit Wasser ausgekühlte Form, und stellt den Pudding kalt. Er wird am darauffolgenden Tage vorsichtig gestürzt und mit Vanillesoße zu Tisch gebracht.

Honig aufzubewahren. Am vorteilhaftesten bewahrt man den Honig in gut glasierten Töpfen oder Gläsern auf. Man tut gut, die Gefäße mit Pergamentpapier zu verbinden. Noch besser aber ist es, Wachs flüssig zu machen und eine schwache Decke über die Gefäße zu gießen; durch dieses Verfahren wird die Haltbarkeit des Honigs überaus günstig beeinflußt. Die gefüllten Honiggefäße sind an einem trockenen Orte aufzubewahren. In den Wintermonaten sind sie vor strenger Kälte zu schützen, da sie sonst leicht auseinander getrieben werden. Im Sommer wiederum sind sie an einen mäßig kühlen Ort zu stellen; zu große Wärme läßt den Honig in Gärung übergehen, und er verliert dadurch an Wert.

Äpfel aufzubewahren. Äpfel kann man sicher vor dem Verderben schützen und bis zum Juni des kommenden Jahres frisch und schmackhaft erhalten, wenn man sie so spät, als es die Witterung erlaubt, von den Bäumen nimmt und sie alsdann schichtweise in reingewaschenem, trockenem Sand aufbewahrt.

Feuer ohne Holz anzünden! Auf den gut gereinigten Rost legt man lose eine Schaufel Braunkohlenstückchen oder ein zerklopftes Brikett, dann nimmt man den Aschekasten heraus, steckt in die Öffnung einige Bogen zusammengeknülltes Zeitungspapier und zündet dieses an. Nun schlägt durch den Rost eine Stichflamme hoch, welche die Kohlen rasch entzündet. Nachdem sie angebrannt sind, legt man wie gewöhnlich weiter nach. Nimmt man statt Braunkohle Steinkohlen, die schwerer anbrennen, so ist es gut, einige Späne darunter zu legen. — Bei Öfen mit hohem Ascheloch hilft man sich derart, daß man einen Ziegelstein unter das Papier legt, damit die Flammen die Kohle rascher erreichen. — Bei einiger Übung kann man auf diese Art sehr gut Feuer anmachen, ohne Holz zu brauchen. T. Sch.

Verantwortlicher Redakteur für den redaktionellen Teil: M. Hepke; für Anzeigen und Reklamen: Edmund Przygodzki; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., sämtlich in Bromberg.